

Chihara wollte nicht aufwachen. Es war, als hielte der Traum sie fest - oder hielt sie den Traum fest? Sie hatte so etwas noch nie zuvor gesehen: Sie war in einer weitläufigen, fast flachen Landschaft gewesen, in gelblichem Abenddämmerlicht, und von Ferne hatte sie gegen die untergehende Sonne drei fast kahle Bäume gesehen, deren schwarze Zweige sich melancholisch gegen den gelblich-grauen Himmel abhoben. Diese Bäume waren kopfüber gehangen, ihre Äste Einiges über der Erde. Wo sie wurzelten oder befestigt waren, war nicht zu erkennen gewesen. Trotz oder gerade wegen der melancholischen Stimmung war es ein wunderschönes Bild gewesen und Chihara versuchte es festzuhalten, während sie langsam in den Zustand des Wachseins hinüber glitt. Nach intensiven Träumen ging es ihr manchmal so, dass sie einige Zeit darüber nachdenken musste, was für ein Wochentag war und was - und ob überhaupt etwas - zu tun war. Und so war es auch heute. Nach einiger Zeit wurde ihr klar, dass Sonntag war und sie keine festen Termine hatte. Sie war freischaffende Fotografin und entschied sich dafür, die nachhallende Stimmung aus dem Traum zu nutzen und mit ihrer Kamera loszuziehen. Sie packte ein große Flasche Wasser, ihre Fotoausrüstung und ihr Maskottchen - eine Fledermaus aus Plüsch - ein, schwang sich auf ihr Fahrrad und fuhr los. Zielloos zunächst; doch die Traumbilder, die drei hängenden Bäume, waren noch stark vor ihrem inneren Auge, und irgendwann wurde ihr klar, dass sie unbewusst nach einem ähnlichen Bild suchte. Es war Hochsommer und insofern eher unwahrscheinlich, auf fast kahle Bäume zu stoßen; noch unwahrscheinlicher, dass selbige von oben nach unten wachsen oder hängen würden. Aber wie es manchmal so ist mit starken und aus der Traumwelt gesteuerten Intuitionen, sie lassen sich von rationalen Überlegungen nicht bremsen. Und so fuhr Chihara einfach drauf los und hielt mit Augen und Herz Ausschau nach den inneren Bildern.

Der Tag war sehr warm, und nach einigen Stunden hatte sie ihre Wasserflasche geleert. Da sie diesen Tag unbedingt in der Natur verbringen wollte, entschied sie, einen nahegelegenen Flusslauf anzusteuern und sich durch Baden zu erfrischen, um so noch eine Weile ohne Trinkwasser auszukommen. Noch war ihr die Gegend von anderen Ausflügen her gut bekannt und sie fühlte sich des Weges sicher. Doch die erwartete und ersehnte Begegnung mit dem erfrischenden Nass blieb aus. An der Stelle, wo sie den Fluss erwartet hatte, zog sich ein gelblicher, steiniger Weg in Kurven durch einen lichten Wald. In der Hoffnung, sich nur ein wenig vertan zu haben und den Fluss bald zu finden, folgte sie dem Weg eine Weile, bis sie zu einer Kreuzung mit mehreren Abzweigungen kam. Ihr Durst war inzwischen so groß geworden, dass sie ihren Vorsatz, ganz in der Natur zu bleiben, aufgab und entschied, die nächstgelegene Ortschaft anzusteuern, um dort irgendwie an Wasser zu kommen. Sie studierte die hölzernen Wegweiser an der Kreuzung. Zu ihrem Erstaunen waren ihr alle Ortschaften, die hier angezeigt wurden, unbekannt. Sie wohnte schon einige Zeit in dieser Gegend und machte viele Ausflüge - aber heute hatte es sie offenbar in vollkommen neue Gefilde verschlagen. Ihrer Intuition folgend fuhr sie in Richtung einer Ortschaft, zu der es laut Wegweiser noch 7 km waren. Das war auch mit großem Durst zu schaffen. Und tatsächlich wurde sie nach etwa einer halben Stunde Fahrt von einer schmucken alten Kleinstadt empfangen, deren Schönheit sie genießen wollte, sobald sie ihren inzwischen fast unerträglich

gewordenen Durst gestillt hätte. Allerdings musste sie feststellen, dass hier Sonntags alle Läden inklusive Kiosks und erstaunlicherweise auch Eiscafés geschlossen waren. Überhaupt war die Stadt erschreckend menschenleer, auch der Marktplatz, in dessen Mitte sie einen Brunnen ausmachte. Sie trat in die Pedale voller Vorfreude, entdeckte dann am Brunnenrand aber ein Schild mit der Aufschrift „kein Trinkwasser“. Vor Erschöpfung zitternd füllte sie ihre Flasche und goss sich den Inhalt über den Kopf, um wenigstens auf diese Weise ein wenig Erfrischung zu erhalten. Dann sank sie ermattet am Brunnenrand nieder und schlief ein.

Sie erwachte davon, dass Sonnenstrahlen ihr schräg ins Gesicht fielen. Sie blinzelte ins Licht, ihr Mund und Rachen waren ganz ausgetrocknet. Sie entschied, dass sie sofort Wasser brauchte. Sie würde über ihren Schatten springen und bei irgendwelchen Leuten klingeln. Sie raffte sich auf und steuerte das nächstbeste Wohnhaus an. Ein älterer Mann öffnete ihr, hörte sich ihr Anliegen an und verschwand dann wortlos mit ihrer Flasche im Inneren. Nach kurzer Zeit kam er mit der leeren Flasche zurück und verkündete mit unbewegter Miene: „Passt nich untern Wasserhahn.“ Sie riss voller Schreck und Verzweiflung den Mund auf, aber da lachte er und reichte ihr mit der anderen Hand, die er hinterm Rücken versteckt gehalten hatte, ein großes Bierglas voll mit Wasser. Sie ergriff es wortlos, trank in gierigen Zügen, und erst als es fast leer war, kam sie dazu, sich zu bedanken. Der Mann nickte nur, nahm ihr das Glas aus der Hand und verschwand wieder, ihre Flasche immer noch bei sich. Während sie wartete, was als Nächstes geschehen würde, fiel ihr Blick auf ein Plakat im Hauseingang. „Lange Nacht des Museums, 8. August.“ Das war heute. Sie spürte, wie einige Lebensgeister zurückkehrten. Es gab ein Museum in dieser Stadt, und der Ausdruck „lange Nacht“ ließ hoffen, dass es entweder offen war oder spätestens gegen Abend öffnen würde. Als der Mann mit ihrer wie erhofft gefüllten Trinkflasche zurückkehrte, ließ sie sich von ihm den Weg zum Museum schildern, und nachdem sie sich in der ortsüblichen mit Humor gepaarten Sachlichkeit verabschiedet hatten, machte sie sich auf, quer über den Marktplatz. Als sie sich noch einmal umwandte, war der von zwei Erkern umgebene Hauseingang in warmes Abendlicht getaucht. Sie stellte ihr Rad ab, packte ihre Kamera aus und machte ein paar Fotos. Danach ging sie zum Haus zurück und notierte sich Namen und Adresse. „Jetzt wohne ich schon so lange in dieser Gegend und hätte beinahe schon wieder vergessen, dass man sich hier ordentlich bedankt“, ging es ihr durch den Kopf, während sie zu ihrem Fahrrad zurück schritt. Das Museum war tatsächlich geöffnet. Der Empfang war allerdings nicht besetzt, und auch sonst konnte sie nirgends Menschen entdecken. „Hallo!“ rief sie. Als auch nach dem dritten Mal niemand antwortete, folgte sie den Weisern in Richtung der Ausstellungsräume. Es war eine Fotografie-Ausstellung. Das Thema lautete: Realität und Absurdität - Grenzbereiche. Sie genoss die inspirierende Atmosphäre der menschenleeren, dafür mit Kunst gefüllten Räume, ließ mehr die Aura der Bilder auf sich wirken als dass sie sie genau betrachtet hätte und streifte durch die Räume, die verschiedenen Künstlern gewidmet waren.

Nach einiger Zeit von Stille, in der nur ihre eigenen Schritte zu hören gewesen waren, vernahm sie plötzlich den Klang einer menschlichen Stimme, die aus einem Lautsprecher zu kommen schien. Sie folgte den Geräuschen. Beim Näherkommen war zu erkennen, dass es sich um ein und denselben Satz handelte, der mit Pausen dazwischen immer wieder aufs Neue von einer auffällig warmen, ruhigen Männerstimme gesprochen wurde. Sie betrat die Schwelle zu einem

neuen Raum, in dem nur eine einzige Fotografie hing, an der gegenüberliegenden Stirnseite. Gleichzeitig erkannte sie das Bild und verstand den Wortlaut des Satzes. Es war das Bild aus ihrem nächtlichen Traum, und der Satz lautete: „Ich hatte die Liebe an den Nagel gehängt.“ Sie blieb eine ganze Weile stehen und betrachtete die Fotografie aus der Ferne - die schwarzen Konturen hängender Bäume vor gelblich-grauem Himmel. Dann ging sie langsam näher, Schritt für Schritt. Erst als sie direkt vor dem Bild stand, entdeckte sie einen kleinen Unterschied zu ihrem Traumbild: Das mittlere der drei hängenden Gebilde war kein Baum, sondern eine kopfüber hängende Fledermaus. „Ich hatte die Liebe an den Nagel gehängt“, ertönte es ein letztes Mal aus dem Lautsprecher. Dann blieb es still. Sie sah sich um; niemand außer ihr war im Raum - außer ihr und dem Bild, unter dem ein kleines weißes Schild angebracht war. Der Name des Fotografen und der Titel des Bildes standen darauf. Das Bild hieß „Freundschaft“.

Chihara fühlte plötzlich Wut in sich hochkochen. Sie wusste nicht genau, woher diese kam. Sie hatte große Lust, auszuholen und das Glasrahmen des Bildes zu zerschmettern. Sie konnte schon förmlich das splitternde Glas vor sich sehen und einen stechenden Schmerz in der Hand fühlen. Sie packte stattdessen ihre Kamera aus und schoss mehrere Fotos von dem Kunstwerk - mit und ohne Blitz, mit und ohne ihr eigenes Spiegelbild darin. Um Erlaubnis kümmerte sie sich in ihrem momentanen Seelenzustand wenig.

Die Kraft der Wut trug sie noch den gesamten Heimweg, den sie ohne Probleme fand. Zu Hause setzte sie sich sofort an den Computer und begann, ihre Fotografien von der Fotografie zu bearbeiten. Nach einigen Versuchen entschied sie sich für eine, auf der sowohl der Widerschein des Blitzlichtes als auch ihr eigenes Spiegelbild zu sehen waren. Das ursprüngliche Bild war nur noch andeutungsweise zu erkennen; die Farbgebung - schwarz auf gelblich-grau - und damit die Stimmung des Bildes waren aber erhalten geblieben. Nach ein paar Stunden war es ihr dann gelungen, es so aussehen zu lassen, als wäre das Glas über dem Bild zersplittert. Sogar die Stelle eines Aufpralls war zu erkennen. Sie druckte ihr Werk sieben mal aus und hängte es an verschiedene Stellen in ihrer Wohnung. Dann legte sie sich auf den Boden und schloss die Augen, erschöpft wie nach einer langen Reise.